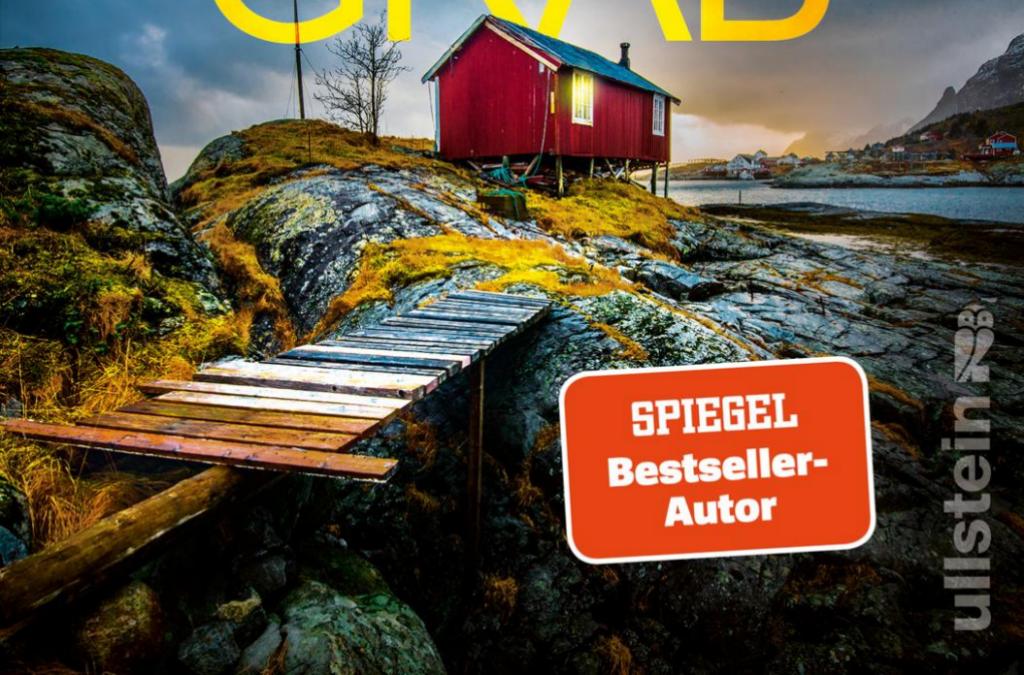


STEFAN  
AHNHEM  
KRIMINALROMAN

WELLEN  
GRAB



SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor



ullstein

Stefan Ahnhem

**Wellengrab**



STEFAN  
AHNHÉM

# WELLEN GRAB



Kriminalroman

Aus dem Schwedischen  
von Katrin Frey

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Die Originalausgabe erschien 2025  
unter dem Titel *Generation noll* bei Bokförlaget Forum, Schweden.

ISBN: 978-3-86493-241-0

© 2025 by Stefan Ahnhem

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by  
Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Published by agreement with Salomonsson Agency

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an  
[produktsicherheit@ullstein.de](mailto:produktsicherheit@ullstein.de)

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

# Prolog

14. August 2000

*Lassen Sie Ihre Gefühle zu, hatte die Psychotherapeutin gesagt. Drücken Sie sie nicht weg.* Das Problem war nur, dass Lennart Olin gar nicht mehr wusste, was er fühlte. Er konnte so lange in sich hineinhören, wie er wollte – und empfand doch nichts als Verwirrung.

In den vergangenen Wochen hatte er ja auch ... tja, was genau hatte er eigentlich durchgemacht? Da war er sich immer noch nicht ganz sicher. Er wusste nur, dass es eine Achterbahnfahrt gewesen war, die ihm nach nacktem Entsetzen zarte Hoffnungsschimmer vorgegaukelt und ihn dann im freien Fall in eine so tiefe Verzweiflung gestürzt hatte, dass er ernsthaft überlegt hatte, sich das Leben zu nehmen.

Jetzt saß er allein in seinem frisch gewaschenen Volvo V70, fuhr an endlosen Äckern und wogenden Weizenfeldern vorbei, unterwegs zu etwas, das sich nur mit dem Wort Abschluss beschreiben ließ.

Er war vollkommen ausgelaugt und hatte keinerlei Gefühle mehr. Wie ein ferngesteuerter Roboter legte er die Wegstrecke zurück, die ihm im Morgengrauen so endlos erschien, dass er die Krümmung der Erde zu erkennen meinte.

Vielleicht schaffte er es deswegen, sich wach zu halten, obwohl er in letzter Zeit kaum geschlafen hatte. Hätte er noch menschliche

Eigenschaften gehabt, wäre seine Stirn längst auf das Lenkrad gesunken und der Wagen von der Fahrbahn abgekommen.

Das würde auch erklären, warum er aufgehört hatte, auf ein gutes Ende zu hoffen. Roboter hatten keine Hoffnung. Sie erledigten ihre Aufgaben und ließen sich nicht von Gefühlen ablenken. Und was hatte es überhaupt für einen Sinn, ständig die Daumen zu drücken und zu hoffen, dass alles gut wurde?

Er befand sich nicht in einem dieser konstruierten Krimiromane, in denen am Ende immer alles gut ausging. Nein, diese Finsternis war echt, und so grauenhaft und unwirklich ihm das Ganze auch erscheinen mochte – er steckte mittendrin. Er war in der Hölle. Hier gab es keinerlei Garantien. Weder auf schriftlich festgehaltene noch auf ungeschriebene Gesetze konnte er sich jetzt noch verlassen. Und er konnte auch nicht auf versteckte Hinweise hoffen, die ihn, seine Frau Jessica oder ihre jüngste Tochter Athena im Moment tiefster Verzweiflung retten würden.

Aus diesem Grund hatte er beschlossen, mit dem Schlimmsten zu rechnen. Er war darauf vorbereitet, allein am Straßenrand zu stehen, wenn er einsehen musste, dass endgültig alles aus war. Dass das Undenkbare oder besser gesagt die Katastrophe, die um jeden Preis verhindert werden musste, tatsächlich eingetreten war.

Gleichzeitig machte sich in ihm auch ein anderer Teil bemerkbar. Einer, der an dem Gedanken festhielt, es bestehe sehr wohl noch eine winzige Chance, dass er in einer halben Stunde nach Hause fahren würde – mit Samuel neben sich auf der Sitzerhöhung, während aus den Lautsprechern das unglaubliche neue Album von den White Stripes erklang.

Diese Stimme in ihm war im Laufe der vergangenen vierundzwanzig Stunden immer lauter geworden. Grund dafür waren drei SMS. Ohne Vorwarnung hatten sie das Handy in seiner Hosentasche in Vibration versetzt. Gestern Nachmittag hatte er in der Ein-

fahrt gestanden und beim Versuch, an gar nichts zu denken, das Auto gewaschen. *Die Zeit ist reif für eine Wiedervereinigung*, hatte die Nachricht gelautet.

Kaum hatte er die Hoffnung aufgegeben und sich in sein Schicksal gefügt – in sein, Jessicas und Athenas Schicksal –, war der Glaube, dass vielleicht doch noch alles gut ausgehen würde, wieder in ihm erwacht.

*Was, wenn ...?*

Obwohl er das Wochenende größtenteils damit verbracht hatte, den Rasen zu mähen und die Hecke zu schneiden, was längst noch nicht nötig war, und auf allen vieren durch den Garten gekrochen war, um jedes Fitzelchen Unkraut auszurupfen, konnte er plötzlich an nichts anderes mehr denken als an die dunkelste Finsternis.

*Was, wenn nicht ...?*

Es war noch eine zweite Nachricht mit einer Zeitangabe sowie einem Längen- und einem Breitengrad gekommen. Mithilfe seines alten Lehrbuches für den Bootsführerschein hatte er ausgerechnet, wo genau er sich an der Straße zwischen Kungshult und Skarhult, südöstlich von Eslöv, einfinden sollte. Nachdem er eingehend die Straßenkarte studiert hatte, war er zu dem Schluss gekommen, dass die angegebene Position 1,3 Kilometer nördlich von der soeben passierten Abzweigung nach Östra Strö liegen musste.

Laut seinen Berechnungen war er nur noch einen Kilometer von der Stelle entfernt. Dort befand sich auf beiden Seiten der Fahrbahn eine Art Haltebucht. Er fuhr an den Straßenrand, ließ den Motor laufen und nahm nur den Gang heraus. Es kam ihm am sichersten vor, jederzeit den ersten Gang einzulegen und davonfahren zu können.

Auf seiner Seite der Straße erstreckte sich bis zum Horizont ein Stoppelfeld. Auf der gegenüberliegenden Seite wartete ein voll

erblühtes Rapsfeld auf den Mähdrescher. In einem anderen Leben hätte er sich gefragt, wie viele Tausend Flaschen Rapsöl allein dieses Feld gefüllt hätte. Jetzt betrachtete er es in erster Linie als einsamen und verlassenen Ort. Kein Lebenszeichen weit und breit. Außer ihm und seinem blitzblanken Volvo rührte sich hier nichts.

Allerdings war er auch zwanzig Minuten vor dem vereinbarten Zeitpunkt eingetroffen. Er hatte nicht angenommen, dass das ein Problem darstellen könnte. Diese Leute, wer immer sie waren, würden die Aktion doch nicht abblasen und sich zurückziehen, nur weil er zu früh gekommen war. Andererseits, warum sollten sie es nicht tun? Vielleicht beobachteten sie bereits die gesamte Umgebung, um ganz sicherzugehen, dass sie nicht plötzlich von einer schwer bewaffneten Spezialeinheit umzingelt wurden.

Doch er konnte keine Anzeichen dafür erkennen, und die SMS hatte auch keine Warnung enthalten, keinesfalls vorzeitig zu erscheinen. In der dritten und letzten war er nur darüber informiert worden, dass er allein kommen solle.

Und allein war er. Jessica saß zu Hause und drückte vermutlich so fest die Daumen, dass ihre Nägel weiß wurden, aber ansonsten wusste niemand, wo er sich befand. Nicht einmal die Polizei hatten sie diesmal informiert. Und das, obwohl er und Jessica hoch und heilig versprochen hatten, sich zu melden, sobald sie wieder kontaktiert würden.

Damit wir die Täter dingfest machen und ein Exempel statuieren können, hatte Astrid Tuvesson, die Dienststellenleiterin der Polizei Helsingborg, ihm erklärt. Er hatte jedoch keinerlei Bedürfnis, Exempel zu statuieren und irgendwelchen Verbrechern eine Lektion zu erteilen. Da konnte die Polizei sagen, was sie wollte. Jessica und er waren kooperativ genug gewesen. Vielleicht sogar zu kooperativ.

Anfangs hatte er zu wissen geglaubt, wie mit der Situation am

besten umgegangen werden müsse. Jessica hatte dafür umso mehr Zweifel gehabt, auch wenn sie wie üblich nachgegeben und ihm das Kommando überlassen hatte. Das tat sie bei schwierigen Entscheidungen immer. Sie überließ ihm die Verantwortung, behielt sich aber vor, ihm die Schuld zu geben, wenn etwas schiefging.

Laut Polizei war es *das einzig Richtige* gewesen. Zumaldest hatten sie das gesagt, als er sich bei ihnen gemeldet hatte. Nachdem nicht nur Tage, sondern Wochen vergangen waren, kamen auch ihm Zweifel.

Was passiert wäre, wenn er stattdessen den Mund gehalten und die Forderungen erfüllt hätte, konnte er natürlich nicht wissen. Wäre dann alles vorbei und Friede, Freude, Eierkuchen gewesen? Wie hätte er sich sicher sein können, dass die Sache damit abgeschlossen war und die Täter keine weiteren Forderungen stellten? Ihm weitere Aufträge erteilten und permanent drohten?

Ein Blick auf die Armbanduhr verriet ihm, dass es in fünf Minuten so weit war. Er schaltete den Motor ab, öffnete den Sicherheitsgurt und stieg aus. Die Stille erinnerte ihn an das Aufwachen als Kind auf der Rückbank, wenn sie irgendwo angekommen waren und sein Vater den Zündschlüssel abgezogen hatte.

Diese Stille hatte er nie gemocht. Er hatte sie immer als Anzeichen empfunden, dass etwas nicht in Ordnung war. Wie damals, als seine Eltern sich gestritten und eine Woche lang kein Wort miteinander gewechselt hatten. Oder so wie jetzt, inmitten von Feldern, auf denen nicht mal ein Traktor zu hören war.

Die Frage war, wie lange er ausharren sollte, bevor er mit leeren Händen nach Hause zurückkehrte. Eine Stunde? Drei Stunden? Oder nur eine Viertelstunde? Jessica anzurufen und sie zu fragen, würde nichts bringen. Ihre Antwort kannte er. In ihrer Welt gab es unendlich viele Erklärungen für eine Verzögerung. Dass sie gar nicht auftauchen könnten, widersprach aus ihrer Sicht allen Ge-

setzen der Natur und war somit undenkbar. So groß war ihre Hoffnung.

Die Vorstellung, allein nach Hause zu kommen und die Enttäuschung in ihren Augen zu sehen, schmerzte ihn am meisten. Ihre Hoffnung würde erlöschen, ihr Blick würde sich verfinstern, und sie würde ihm die Schuld geben. Er würde es sein, der alles falsch gemacht hatte. Nichts könnte er zu seiner Verteidigung vorbringen, was den Fehler mildern und ihnen dabei helfen würde, sich zu versöhnen und gemeinsam zu trauern.

Vier Minuten nach dem vereinbarten Zeitpunkt beschloss er, weitere sechsundfünfzig Minuten zu bleiben. Dann hätte er eine ganze Stunde abgewartet. Noch länger an diesem Ort auszuhalten, wäre sinnlos. Wären sie wirklich aufgehalten worden, hätten sie Kontakt zu ihm aufgenommen, anstatt ihn im Ungewissen zu lassen.

Sofern das nicht ihre Absicht war. Ihn weit genug von dem Ort wegzulocken, an dem er sich jetzt eigentlich hätte befinden müssen. Wo auch immer das sein mochte. Zu Hause bei Jessica und Athena? Aber hatten sie ihm und seiner Familie nicht schon genug Leid zugefügt? Oder hatten sie die Bank im Kopf, wo er jetzt an seinem Arbeitsplatz hätte sein müssen? Hatten sie die Aktion deshalb auf einen Montagmorgen gelegt und nicht auf das Wochenende oder den Nachmittag? Momentan war die Bank noch nicht für den Kundenverkehr geöffnet, aber das Bargelddepot wurde bereits aufgefüllt.

Seine Gedankengänge gehorchten keiner Logik mehr und brachen erst ab, als er in der Ferne eine Bewegung sah. Auf der Straße bewegte sich ein winziger Fleck, ein Vogel vielleicht, der etwas von der Fahrbahn aufpickte. Oder ein kleiner Junge, der auf ihn zukam.

*Die Zeit ist reif für eine Wiedervereinigung*, hatten sie geschrieben, und warum hätten sie ihm das schreiben und ihm darüber hinaus

die exakten Koordinaten nennen sollen, wenn sie vorgehabt hätten, ihn hier sinnlos herumstehen zu lassen? Je länger er darüber nachdachte, desto offensichtlicher wurde es. Selbstverständlich hatten sie die Absicht, ihm wie angekündigt zurückzugeben, was sie ihm genommen hatten.

Seine Unnachgiebigkeit hatte offenbar Früchte getragen. Er war stärker gewesen, als sie gedacht hatten, und verhielt sich nicht wie erwartet. Da ihnen die Sache daher mittlerweile nur noch Kopfschmerzen bereitete, wollten sie sie einfach nur vom Hals haben.

Doch da kam kein kleiner Junge auf ihn zu. Es war ein Auto, ein gelber Transporter von DHL, der in viel zu hohem Tempo über die schmale Landstraße bretterte. Noch bevor er sich fragen konnte, ob der Wagen möglicherweise etwas mit ihm zu tun hatte, war das Auto schon vorbeigerast. Nur ein Hauch der nach faulen Eiern stinkenden Abgase blieb zurück.

Es spielte keine Rolle, wie sehr er sich bemüht hatte, sich keine Hoffnung zu machen. Nichts zu erwarten. Wie tapfer er sich gegen alle Emotionen zur Wehr gesetzt hatte. Als er da stand und dem gelben Transporter hinterherblickte, schwanden schlagartig seine Kräfte. Als kostete jede Sekunde ihn ein Jahr Lebenszeit. Eine halbe Minute länger, und er würde sich nicht mehr auf den Beinen halten können. Er musste sich bücken und die Hände auf den Knien abstützen, um Luft zu bekommen.

Die Straße, die Bäume, die Felder, alles drehte sich, während sein Körper sich bereit machte, sich zu übergeben. Alles loszuwerden, was er festgehalten und nicht rausgelassen hatte. Alles, was ihn innerlich zerstört und in einen gefühllosen Roboter verwandelt hatte.

Doch da war auf einmal dieses Geräusch, das ihn ein wenig beruhigte. Die quietschenden Bremsen in der Ferne. Er hob den Kopf

und sah, wie der Transporter stehen blieb, nachdem er eine schlingernde Vollbremsung hingelegt hatte. Dann leuchteten die Rücklichter auf, und das Fahrzeug setzte sich sehr viel langsamer rückwärts in Bewegung.

Direkt vor ihm blieb es stehen, und auf der anderen Seite öffnete sich die Fahrertür. Er hörte Schritte und sah zwischen den zwei Reifenpaaren schwere Stiefel. Schlau wurde er allerdings nicht aus dem Ganzen. Wurde ihm eine weitere Nachricht überbracht? Noch eine ...

»Lennart Olin?« Der junge Mann riss ihn aus seinen Gedanken. »Sind Sie das?« Er trug eine rote Weste und eine gelbe Schirmmütze über dem kurz geschnittenen Haar und sah aus wie höchstens achtzehn Jahre.

»Ja, das ist richtig.« Er nickte. »Lennart Olin, das bin ich.«

»Gut. Entschuldigen Sie die Verspätung, aber heute ist mein erster Arbeitstag, und allein schon, mich ins System einzuloggen, hat eine ...«

»Wo ist er?«, fiel er dem jungen Mann ungeduldig ins Wort.

»Wer?«

»Tun Sie nicht so. Ich bin nicht blöd. Sagen Sie mir, wo er ist.«

»Äh ...« Der junge Mann kratzte sich im Nacken. »Ich weiß nicht genau, was ich dazu ... Also, ich bin ja nur ein ... Ach ja! Jetzt hätte ich fast das Wichtigste vergessen.« Der junge Mann hielt strahlend den einen Zeigefinger in die Höhe. »Können Sie sich ausweisen?«

»Ausweisen?«

»Ja, mit Bild. Es muss unbedingt ein Dokument mit Bild sein. Damit ich ganz sicher bin, dass Sie es wirklich sind.«

»Wer soll ich denn sonst sein? Um sechs Uhr morgens mitten in der Pampa?«

»Sorry, aber ich habe die Regeln nicht gemacht.« Der junge

Mann zuckte mit den Schultern. »Können Sie sich nun ausweisen oder nicht?«

Lennart Olin seufzte, holte seine Brieftasche hervor, klappte sie auf und zeigte dem Fahrer seinen Führerschein. Der junge Mann trug die Personennummer in ein Formular ein und reichte ihm anschließend den Kugelschreiber. »Jetzt müssen Sie nur noch hier unterschreiben.«

Er verstand nicht, wieso er unterschreiben sollte. Er verstand überhaupt nichts, aber er tat, was von ihm verlangt wurde.

»Dann bedanke ich mich.« Der junge Mann riss das Blatt unter dem blauen Kohlepapier von seinem Block ab. »Hier ist Ihr Beleg.« Dann drehte er sich um, öffnete die hinteren Türen des Transporters und verschwand im Laderaum. Als er wieder herauskam, hatte er einen abgenutzten alten Koffer bei sich. »Bitte sehr.« Er stellte den Koffer auf die Straße und wandte sich wieder dem Fahrzeug zu. »Dann wünsche ich Ihnen noch einen angenehmen Tag.«

Lennart Olin wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, und schwieg daher, während der junge Mann im Transporter verschwand und sich auf den Fahrersitz setzte. Er wollte hinterherrennen und die Fahrertür aufreißen. Den jungen Mann vom Sitz zerren und ihn fragen, was das alles zu bedeuten hatte.

Stattdessen blieb er regungslos stehen und sah dem Transporter hinterher, bis er außer Sichtweite war. Wie in Trance stand er auf der verlassenen Landstraße, während das Motorengeräusch allmählich verstummte. Erst als wieder Stille herrschte, senkte er den Blick und betrachtete den Koffer.

Er hatte einen ähnlichen auf dem Dachboden. Den hatte er von seinem Vater bekommen, aber nie benutzt. Er roch muffig, hatte keine Rollen und war ziemlich unpraktisch. Tatsächlich hatte dieser Koffer hier große Ähnlichkeit mit seinem eigenen, und er fragte sich unwillkürlich, was das wiederum zu bedeuten hatte.

Dass all diese Überlegungen nutzlos waren und nur dazu dienten, das Unausweichliche hinauszuzögern, wurde in dem Moment offensichtlich, als er nach dem Henkel griff. Der Koffer war schwer. Er brauchte ihn nur kurz anzuheben, um zu wissen, dass er an die zwanzig Kilo wog.

Erst da wurde ihm klar, was für einen Fehler er gemacht hatte. Wie falsch es gewesen war, die Polizei einzuschalten und sich an ihre Anweisungen zu halten. Er sackte in sich zusammen und ließ seinen Tränen freien Lauf.

# **TEIL I**

**13. – 17. September 2025**

*Die Vergangenheit lässt sich nicht mehr ändern.  
Nur die Zukunft liegt in meinen Händen.*

MATILDA RISK



# I

Kaum hatte Harald das Haus betreten, merkte Amanda Olsson, dass er schlechte Laune hatte. Sein Lächeln und die Beteuerung, sie vermisst zu haben, kaschierten nicht seine Kurzatmigkeit und erst recht nicht die Anspannung, mit der er vor dem Duschen die Badzimmertür hinter sich schloss oder vielmehr zuknallte.

Es dauerte auch nicht lange, bis er etwas zu meckern hatte. Es war ihm zu unordentlich, obwohl sie stundenlang geputzt hatte, um ihn zufriedenzustellen.

Im Laufe der Jahre hatte sie sich an seine cholerische Art gewöhnt. Besonders nach langen Schichten ließ ihn oft schon ein kleines Ärgernis aus der Haut fahren. Dann behandelte sie ihn wie ein rohes Ei und glättete die Wogen. Vor allem galt es, unangenehme Überraschungen zu vermeiden. Wie zum Beispiel Gerichte, die er nicht kannte. Und sie musste auch darauf achten, dass sie nicht zu viel redete.

Sein Jähzorn war ein Problem, aber keins, mit dem sie nicht fertig geworden wäre. Sie verspürte kein Bedürfnis, mit irgendjemandem darüber zu sprechen. Außenstehende hätten es ohnehin nicht verstanden. Außerdem wusste sie auch so, was sie zu hören bekommen hätte. *Trenn dich von ihm, Amanda. Trenn dich von ihm, bevor es zu spät ist.*

Aber so einfach war es nicht, weder emotional noch finanziell,

und so rätselhaft es von außen auch wirken mochte, sie liebte ihn noch immer. Sie liebte seine strahlend blauen Augen, seine markanten Züge und diesen Körper, der einem Marvel-Film entsprungen zu sein schien. Ebenso liebte sie seine Umsicht und Warmherzigkeit, wenn er in der richtigen Stimmung war. Dann hatte er die tollsten Einfälle und verwöhnte sie nach Strich und Faden.

Wenn sie ehrlich war, wusste sie jedoch mittlerweile auch seine Abwesenheit immer mehr zu schätzen. Vor allem die langen Schichten, die sich vom frühen Abend bis zum nächsten Morgen erstreckten. Da konnten Emelie und sie sich ein bisschen erholen. Diesmal hatten sie fast vierundzwanzig Stunden für sich gehabt.

Nun musste sie dafür sorgen, dass heute Abend nichts schiefging und er, wie in den meisten Fällen, morgen früh ausgeruht aufwachte. Vielleicht würde er ihr sogar das Frühstück ans Bett bringen und ihr dieses Lächeln schenken, in das sie sich damals unsterblich verliebt hatte.

Es hing alles davon ab, wie viel Alkohol er sich hinter die Binde kippte. Wenn es zu viel war, konnte nicht nur der Abend, sondern auch der nächste Tag aus dem Ruder laufen, und da er schon vor dem Essen zwei Starkbier und einen großen Schnaps getrunken hatte, war sie auf der Hut.

Ihn zu bitten, es langsamer angehen zu lassen und zwischen durch ein Glas Wasser zu trinken, war keine gute Idee. Diese Lektion hatte sie auf die harte Tour gelernt. Und es war schließlich Samstagabend, da durfte er sich ja wohl mal ein Gläschen gönnen.

Wenigstens hatte sie Emelie zum Einschlafen gebracht, während er unter der Dusche war. Am Vorabend waren sie aber auch bis in die Puppen aufgeblieben, und heute Morgen hatte sie das Mädchen schon um sechs geweckt und nach dem Frühstück eine lange Wanderung über den Kullaberg mit ihr gemacht. Wie erwartet hatte Emelie lautstark protestiert, aber am Abend war sie so

müde gewesen, dass ihr nach zehn Minuten Vorlesen die Augen zufielen.

Emelie war ein Mamakind. Zwischen Harald und ihr hatte die Chemie noch nie gestimmt. Das war nicht weiter bemerkenswert, denn wahrscheinlich bevorzugte jedes Kind eines seiner Elternteile. Sorgen bereitete Amanda hingegen, dass die Distanz zwischen den beiden immer größer zu werden schien. Im Sommer hatte Emelie angefangen, *Harald* statt *Papa* zu ihm zu sagen.

Immerhin schlief sie jetzt, sodass Harald sich wenigstens nicht darüber aufregen konnte. Und außerdem gab es Lammgulasch mit Pflaumen, Ingwer und Zimt. Davon bekam er meistens gute Laune. Sie hatte das Essen schon am Vortag gekocht, weil es dann noch besser schmeckte, was im Übrigen für fast alle Schmorgereichte galt. Zeit war ein schwer zu toppendes Gewürz.

»Mmm ... ist das lecker.« Harald wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und hob sein Glas. »Prost, Liebling. Genau das habe ich jetzt gebraucht.«

»Dann ist ja gut.« Sie hob ebenfalls ihr Glas. »Prost.«

»Auf dich und das leckerste Lammgulasch der Welt.« Er trank einen Schluck und holte tief Luft. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie schön es ist, wieder zu Hause zu sein.«

»Das freut mich.« Sie lächelte ihn an. »Ich finde es auch schön, dich wieder hier zu haben.«

»Wirklich?«

»Ja, natürlich. Sehr schön sogar!«

Harald stellte sein Glas ab und sah sie auf diese Art an, die sie so verunsicherte. Ohne Vorwarnung hatte er plötzlich diesen stechenden Blick und schien jede einzelne Pore in ihrem Gesicht auf irgendein Detail zu untersuchen, über das er sich ärgern könnte.

»Warum sollte ich mich denn nicht freuen?«, fuhr sie fort, während sie versuchte, ihn mit einem Lächeln zu entwaffnen.

»Ich dachte nur, du findest es vielleicht ganz angenehm hier zu Hause, während ich mich für unseren Lebensunterhalt abrackere.« Harald leerte sein Glas.

»Ich weiß das wirklich zu schätzen, Harald. Aber ich hätte auch kein Problem damit, wieder arbeiten zu gehen, falls du das ...«

»Du weißt genau, dass ich das nicht will. Darauf wollte ich nicht hinaus, aber es ist auch scheißegal. Erzähl mir lieber, ob ihr zwei es schön zusammen gehabt habt. Du und Emelie.«

»Sehr schön sogar.«

»Aber nicht zu schön, will ich hoffen. Ein bisschen werdet ihr mich doch schon vermisst haben?«

»Natürlich. Emelie hat sich wirklich auf dich gefreut.«

»Ach ja? Und du nicht, oder was?«

»Liebling, natürlich habe ich mich auf dich gefreut.« Es lag am Alkohol. Wenn es so weiterging, war es bald völlig egal, was sie sagte.

»Aber?«

»Nichts. Es gibt kein Aber. Ich wollte dir nur erzählen, dass deine Tochter dich vermisst hat.«

»Aha, das hat sie also getan.« Harald nickte, schenkte sein Glas voll und trank. »Sieh an.« Eine Weile wirkte er in sich versunken. »Warum lügst du mich an?«

»Wie meinst du das? Wieso sollte ich dich anlügen? Wovon redest du?«

»Verdammst noch mal!« Er donnerte seine Faust auf den Tisch. »Für wen hältst du mich? Denkst du, ich wüsste nicht, wie sehr dieses Kind mich hasst? Sie will doch immer nur, dass ich verschwinde.«

»Das stimmt doch gar nicht.« Sie schüttelte den Kopf und kam sich dabei vor wie eine schlechte Schauspielerin. »Wie kommst du darauf?«